

ausgehend von sozialen Kämpfen, Risse und Fugen zu identifizieren, die durch die gesellschaftlichen Widersprüche immer wieder entstehen. Diese prozessorientierte und reflexive Haltung scheint uns für eine Weiterentwicklung materialistischer Feminismen als wegweisend, um vereinfachten Dichotomisierungen und autoritären Versuchungen zu widerstehen.

Christina Engelmann, Lisa Yashodhara Haller (Hg.), 2024: *Materialistischer Feminismus. Gegenwartsanalysen zu Geschlecht im Kapitalismus*. Frankfurt/M., New York: Campus, 203 S., ISBN 9783593519784.

Sammelrezension: Rechtsextremismus und Homosexualität

JULIANE LANG. MARIE REUSCH

Der bundesdeutsche Rechtsextremismus nach 1945 war neben anderem geprägt durch seine Ablehnung der Frauenemanzipation und die Feindschaft gegenüber allen queeren, nicht-heterosexuellen Lebensweisen. Während sich Frauen – sofern sie den strengen Maßstäben völkischer Bewegungen entsprachen – von Beginn an in extrem rechte Parteien und Bewegungen integrieren ließen und maßgeblich zum Erfolg rechter Parteien beitrugen, galt dies für homosexuelle Männer nur eingeschränkt. Ihre bloße Existenz sorgte immer wieder für szeninterne Fehden und Kontroversen (z. B. die Debatte um Michael Kühnens 1986 erschienene Flugschrift „Homosexualität und Nationalsozialismus“). Zwei aktuelle Studien nehmen sich der Aufgabe an, die widersprüchliche Gleichzeitigkeit zwischen der Frauen- und Queerfeindlichkeit der extremen Rechten und aktiven Frauen und LGBT-Personen in ihren Reihen am Beispiel der Alternative für Deutschland (AfD) nachzuvollziehen. Beide Studien eint das Interesse, die Bedeutung zu verstehen, die Frauen und LGBT-Personen in einer politischen Formation zukommt, die eine streng heteronormative Ideologie verfolgt. Hierfür bedienen sie sich unterschiedlicher theoretischer, methodologischer und methodischer Zugriffe. *Patrick Wielowiejski* legt mit „Rechtsextremismus und Homosexualität“ eine anspruchsvolle und überzeugende ethnografische Untersuchung vor, für die er von Anfang 2017 bis Anfang 2019 Homosexuelle in der AfD teilnehmend-beobachtend begleitet hat. Im Zentrum seiner Forschung steht die Gruppierung „Alternative Homosexuelle“ (AHO): ein Zusammenschluss schwuler Männer, der – wenngleich keine offizielle Gruppierung der AfD – um die Deutungsmacht rund um Homosexualität in der AfD ringt (122).

Wielowiejski interessiert, wie Homosexuelle in der AfD versuchen, sich selbst als schwule Rechte und Homosexualität als Gegenstand rechter Politik in das politi-

sche Imaginäre der Partei einzuschreiben. Methodologisch beschreibt Wielowiejski seine Studie als eine „Ethnografie der Feindschaft“. Er nutzt den Begriff einerseits, um das politische Imaginäre der AfD zu beschreiben, das durch ein kategorisches Freund-Feind-Denken beschrieben werden könne. Der Begriff dient Wielowiejski andererseits als Ausgangspunkt für eine methodologische, ethische und politische Reflektion seines Forschungsvorhabens: Schließlich begeben er sich nicht nur in der Logik seines Feindes in ein feindliches Feld, sondern lehne auch selbst die „Ziele, Ideologien, Motivationen, Diskurse und Praktiken“ (67) der Menschen ab, die an seiner Forschung teilnehmen. In der Abwägung der forschungsethischen Risiken und des epistemologischen Nutzens seines Vorhabens entwickelt Wielowiejski den Ansatz des „strategischen Agonismus“ (97f.) als methodologische Prämisse für ethnografische Forschung in einem feindlichen Feld: Mit Chantal Mouffe erkennt er sein Gegenüber als prinzipiell legitimen Gegner an (statt ihn, im Sinne Carl Schmitts, als illegitimen Feind zu betrachten), jedoch sieht er seine Forschung strategisch von dem Anliegen geleitet, den Erfolg der äußersten Rechten aufzuhalten. Über dem strategischen Agonismus schwebt also ein politischer Antagonismus, der sich weder auflösen lasse noch aufgelöst werden sollte (98). Mit dem Ansatz des strategischen Agonismus gewappnet, folgt Wielowiejski dem Diskurs und seinen Akteur*innen. Er arbeitet ein dreifaches „imaginäres Beziehungsgeflecht“ (359) heraus, das seine Forschungsteilnehmer entwerfen, um Homosexuelle und Homosexualität in das politische Imaginäre der AfD einzuschreiben – also in jene Erzählungen, die die äußerste Rechte als politische Formation zusammenhalten (45ff.). Zentraler Bestandteil dieses Beziehungsgeflechtes seien erstens „ambivalente Abgrenzungen nach rechts“ (133ff.): Die Forschungsteilnehmenden sprechen über ‚Homophobie‘ und verstehen diese als physische Gewalt gegen schwule Männer; sie verorten ‚Homophobie‘ ausschließlich im „extremen Außen“ (145) der „echten Nazi(s)“ (ebd.) und imaginieren die AfD demgegenüber als „homotolerante“ (137) Partei. In einem argumentativen Zirkel stellen sie heraus, dass es sich bei der AfD deswegen zugleich nicht um eine *extrem* rechte Partei handeln könne, weil sie ja eben nicht ‚homophob‘ sei. Wielowiejski beschreibt zweitens den diskursiven Versuch der Forschungsteilnehmer, am „ethnosexistischen Alltagsverstand“ (223) der AfD teilzuhaben, indem eine die AfD und Homosexuelle einende Feindschaft gegenüber der „Figur ‚des Islam‘“ (132) konstruiert werde (211ff.). Von Bedeutung sind drittens die Strategien, mit denen Homosexuelle in der AfD versuchen, „sich unmissverständlich als Antagonisten der ‚Bunten‘ zu positionieren“ (248) – also jener, die Liberalismus und westliche Werte verteidigen und im politischen Imaginären der äußersten Rechten als „natürliche‘ Verbündete“ (359) von Homosexuellen erscheinen. Wielowiejskis Gesprächsteilnehmer versuchen, „einerseits als Feinde ‚des Islam‘ und andererseits als Feinde ‚der Linken‘“ (31f.) und in ambivalenter Abgrenzung gegen „Rechtsextreme (...) oder ‚Nazis‘“ (133) zu Freunden der AfD zu werden, indem sie Homosexualität entpolitisieren (208f.) und bewusst als Abweichung von der Norm inszenieren (196), auf Geschichte als Legitimationsressource rechter schwuler Subjektivität

zurückgreifen (259ff.), sich geschlechterpolitisch am identitären Essentialismus der AfD beteiligen (299ff.) und sich am „rechtspopulistische(n) Repertoire“ (258), spezifisch dem Stilmittel der Provokation, bedienen (325ff.).

Wielowiejskis hervorragend zu lesende Studie vertieft das Verständnis für die Modernisierung der extremen Rechten und ihres politischen Projekts. Der ethnografische Zugang erlaubt ihm zu zeigen, dass diese Modernisierung eben nicht (nur) durch strategisches Kalkül und kohärente Ideologiebildung vorangetrieben wird (was häufig im Fokus politikwissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit der extremen Rechten steht), sondern (auch) im affektiven Überschuss entsteht. Wenngleich das von Wielowiejski beschriebene politische Projekt mit einem populistischen Repertoire arbeitet, wird aus der Studie doch gleichzeitig deutlich, wie konstitutiv die Feindschaft gegenüber einer Auflösung der heteronormativen Geschlechterordnung und daran gebundener Geschlechteridentitäten ideologisch für die politische Formation ist, die er mit Cas Mudde als „äußerste Rechte“ (23) bezeichnet. Die Prominenz des Begriffs „Rechtspopulismus“ im Titel der Studie irritiert vor diesem Hintergrund.

Auch *Katrin Degen* interessiert sich in ihrer diskursanalytisch angelegten Studie „Flexible Normalität“ für Strategien cis weiblicher *und* LGBT-Personen, um „das eigene So-Sein dennoch als zur extremen Rechten passend darzustellen bzw. um die eigene Zugehörigkeit zur (extremen) Rechten zu legitimieren“ (16). Hierfür greift sie ideengeschichtlich auf Theorien aus der Geschlechter- und der Sexualitätsforschung zurück und kombiniert diese mit Versatzstücken aus der Rechtsextremismusforschung zu einem eigenen Forschungsprogramm. Degen setzt den Begriff der „Normalität“ als instruktiv für ihre Untersuchung: Er findet sich sowohl in den von Foucault inspirierten theoretischen Bezügen auf Heteronormativität als Machttechnik, als auch in der von ihr selbst entwickelten Definition von Rechtsextremismus. Diesen definiert sie als Phänomen, das sich „durch die Engführung und Übersteigerung dominanzgesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen“ (88) auszeichne.

Anhand von fünf Fallbeispielen cis weiblicher, homosexueller und trans* Akteur:innen aus der AfD und ihrem politischen Umfeld skizziert Degen, wie insbesondere homosexuellen und trans* Personen in der (extremen) Rechten „Normalisierungsangebote“ gemacht würden. Die so beschriebene „Normalisierung“ funktioniere aus Sicht von LGBT-Personen in der (extremen) Rechten als eine „Gratwanderung zwischen dem Versuch sich der gültigen ‚Leitkultur und (...) Leitsexualität‘ so nah als möglich anzunähern, ohne sich als vollumfänglicher Teil von dieser darzustellen“ (271). Wie Wielowiejski weist auch Degen auf die Konstruktion einer Bedrohung von außen hin: Die „(extrem) rechte Erzählung“ eines bedrohlichen, homo- und transfeindlichen Islam diene dazu, die Zugehörigkeit der von ihr untersuchten LGBT-Personen zur (extremen) Rechten zu legitimieren (284f.). Zugleich performen sie in einer Weise, die Degen als die „Abgrenzung von den inneren ganz Anderen“ benennt: Sie distanzieren sich von „Genderideologie“ und Feminismus und leugnen, individualisieren oder verharmlosen erfahrene Diskriminierung innerhalb und außerhalb der eigenen Szene (285ff.).

Degen geht davon aus, dass die fragilen Sprechpositionen von LGBT-Personen, die sich unter dem Preis der Abgrenzung zu intelligiblen Subjekten in der extremen Rechten machten, schnell wieder entzogen werden könnten. Homosexuelle und trans* Personen gelten in der extremen Rechten so lange als intelligibel, wie sie der Prämisse ‚homosexuell, nicht queer‘ entsprechen, und sich damit einer eindeutigen Geschlechtsidentität zugehörig fühlten. Dies gelte auch für trans* Personen, welche das eigene ‚So-Sein‘ mitunter mit einem ‚(Gehirn-)Geschlecht‘ (273) begründeten, welches sich vom genetischen Geschlecht unterscheidet, aber, so Degen, ‚die Unveränderbarkeit der eigenen Geschlechtsidentität‘ (273) gegenüber der Idee einer Konstruiertheit von Geschlecht verteidigten. Die eingangs genannte Homosexuellenfeindlichkeit der klassischen extremen Rechten wird somit aufgelöst zugunsten einer anhaltenden Queerfeindlichkeit, die alles Uneindeutige (sowie die Vorstellung der sozialen Gewordenheit jenseits des Biologischen) fürchtet.

Die Studie sticht hervor durch ihre Bezugnahme auf die Geschlechterforschung einerseits und die (anwendungsbezogene) Rechtsextremismusforschung andererseits. Leider gelingt die Verschränkung der disziplinären Zugänge nur eingeschränkt. So bleibt die Studie theoretisch und methodologisch unsauber und die Leser:innen erfahren z. B. nur wenig zu Umfang und Inhalt des Datenkorpus, welcher der Untersuchung zu Grunde liegt. Auch der zitierte und in der Studie verwendete Begriff von Rechtsextremismus als das ‚Streben nach dem absolut Normalen‘ überzeugt nicht vollends und alleinig – fehlt ihm doch nicht zuletzt ein Subjektbegriff, mit dem (strategisches) Handeln von Akteur:innen erfasst werden könnte. Entsprechend fehlt der Studie eine tiefere Analyse der im rechten Diskurs handelnden Akteur:innen. Beide Autor:innen arbeiten jedoch heraus, dass ein klares Bekenntnis zur heteronormativen Ordnung und zu einem essentialistischen Verständnis von Geschlecht und Sexualität eine Bedingung ist für die Existenz von homosexuellen und trans* Personen in der extremen Rechten. Die Studien gehen der Bedeutung jener ‚Feindschaft‘ nach, die das von ihnen untersuchte, politische Projekt gegenüber einer Auflösung der heteronormativen Geschlechterordnung und essentialistisch gedachter geschlechtlicher Identitäten entgegenbringt. Dies vorausgesetzt, so Degen, sei die bloße Existenz von Frauen und LGBT-Personen jedoch nicht länger ein Widerspruch. Wielowiejski betont dabei die ‚harte Arbeit‘ (354), die es für die handelnden Subjekte bedeute, sich in das politische Imaginäre der äußersten Rechten einzuschreiben, und wie fragil ihre Sprechpositionen bleiben. In Zeiten, in denen die extreme Rechte ihre Anti-Queer-Politik weiter radikalisiert, liefern beide Studien wichtige Einsichten über neue Allianzen im globalen Ringen der extremen Rechten um politischen Einfluss.

Patrick Wielowiejski, 2024: Rechtspopulismus und Homosexualität: Eine Ethnografie der Feindschaft. Frankfurt/M.: Campus, 398 S., ISBN 978-3-593-51960-9.

Katrin Degen, 2024: Flexible Normalität: Über die fragile Zugehörigkeit von cis Frauen und LSBTI-Personen zur extremen Rechten. Bielefeld: Transcript, 368 S., ISBN 978-3-8394-7079-4.